

Der schwierige Frieden

Autor(en): **Hohler, August E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **65 (1982)**

Heft 8

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freidenker

Monatsschrift der
Freidenker-Vereinigung
der Schweiz

Nr. 8 65. Jahrgang
August 1982

Jahresabonnement: Schweiz Fr. 12.—
Ausland: Fr. 15.—
Probeabonnement 3 Monate gratis

Der schwierige Frieden

Im Ex Libris-Verlag ist vor kurzem ein neues Buch des Basler Schriftstellers und Psychologen Dr. phil. August E. Hohler erschienen. Es trägt den Titel «Gegen den Strom nach vorn». Mit Erlaubnis des Verfassers drucken wir hier – leicht gekürzt – das letzte Kapitel dieses Werkes ab.

Die Redaktion.

Es gehört sich, dass in den Zeitungen von Zeit zu Zeit jemand über den Frieden schreibt, im Radio und Fernsehen gelegentlich jemand über den Frieden spricht, vorzugsweise Theologen, die für den Sonntag, für Festtage und eben für den Frieden zuständig sind, während Politiker und politische Redaktoren sich um Handfesteres kümmern, um Allianzen, Militär, Waffen, Konflikte, Krieg. Erbauliche Friedensbetrachtungen sind Alibiübungen, nicht ernst zu nehmen, genau wie erbauliche Bettagsbetrachtungen, um die sich auch niemand kümmert.

An Alibiübungen bin ich nicht interessiert. Die Tatsache, dass wir über 300mal jährlich unsere Blätter vorzugsweise mit Gewalt vollstopfen, während dann 1–3mal von Liebe und Frieden die Rede sein darf, vermag mich nicht zu erquicken. Ich fühle keine Eignung und Neigung zum Hofnarren, der die gehetzten Menschen ein bisschen vom Ernst des Lebens ablenken und in ihnen Illusionen wecken soll, ein paar Augenblicke lang. Lippenbekenntnisse für den Frieden sind wertlos. Salbungsvolle, schöne Worte über den Frieden sind untauglich. Es scheint, dass wir über den Frieden, der eine wunderbare Sache ist, nicht schön und «friedlich» reden können, sondern militant, radikal reden müssen.

Dann hört die Feierlichkeit rasch auf. Dann wird der Friede sofort verdäch-

tig. Total gewöhnt an die «Natürlichkeit» von Gewalt und Krieg (von dessen Schrecken wir Schweizer übrigens keine Ahnung haben), kommen die einen, gescheite Kulturkritiker zum Beispiel, mit dem stirnrunzelnden Verdacht, dass friedliche Zeiten am Ende langweilig wären, während die andern, Militärs vor allem, auffallend nervös werden, wenn statt mildem Gesäusel streitbare Stimmen für den Frieden ertönen. Dass der Pfarrer nur ja seinen Jesaja 2,4f. nicht zu wörtlich nehme! («... sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden... und sie werden den Krieg nicht mehr lernen...») Aber wenn es um menschenwürdiges Leben und ums Überleben geht, sollten uns weder Kulturkritiker noch Militärs an deutlicher Sprache hindern, und Theologen mit dem Mut zur Konsequenz sollten uns willkommen sein.

Dass die «Women for Peace», die «Frauen für den Frieden», keine sanft gurrenden Täubchen sind, sondern mit glasklarer Argumentation die Kreise der «realistischen» Politiker stören, ist goldrichtig und ein Hoffnungsschimmer.

Wir wollen uns nicht lange bei Definitionsfragen aufhalten. Friede bloss als Abwesenheit bewaffneter, blutiger Auseinandersetzungen zu verstehen, wäre ein unzureichender, negativer, leerer Friedensbegriff. Die Abwesen-

heit von Hass ist noch nicht Liebe. Friede als zureichender, positiver, erfüllter Begriff meint ein zwischenmenschliches Zusammenleben, in dem die Entfaltung des Einzelnen und der Gemeinschaft auch nicht durch «strukturelle Gewalt», durch Unterdrückung und Ausbeutung erschwert, vergiftet oder ganz verunmöglicht wird. So gesehen, ist die Welt grossenteils friedlos auch dort, wo nicht geschossen wird und keine Bomben abgeworfen werden.

Die Herrschaft des Menschen über den Menschen, weniger Menschen über viele Menschen, weniger reicher, mächtiger Menschen über die Masse der armen, ohnmächtigen, lässt wirklichen Frieden, lässt Glück und Lebensfreude, die zu wirklichem Frieden gehören, nicht zu. Die Herrschaft der Industrieländer über die ihnen ausgelieferten Entwicklungsländer erhöht das Potential an Feindseligkeit in der Welt

Sie lesen in dieser Nummer

Gedanken eines berühmten Nicht-Theisten

Ist religiöse Erziehung besser?

Ein Schweizer Wissenschaftler im österreichischen Rundfunk

Gottfried Keller – ein Freidenker

Öppis — ein Leben für Geistesfreiheit

Aus der Freidenkerbewegung

auf weithin sichtbare Weise. Die Herrschaft der Maschine über den Menschen, die Diktatur der Technokratie, deren Erfinder und Beschleuniger mehr von ihr profitieren als ihre Opfer, erstickt unsere Seelen in einem schleichenden, kaum fassbaren Prozess der Sinnentleerung menschlicher Arbeit und Existenz. Die Herrschaft des Mammons macht unsere Herzen kalt.

Herrschaft und Frieden schliessen einander aus.

Hieraus folgt zweierlei. Herrschaft des Menschen über den Menschen gibt es im grossen und im kleinen: in der Völkerfamilie, falls das kein unpassend-euphemistischer Ausdruck ist, und in unseren eigenen Familien; in internationalen und privaten Beziehungen; in allen politischen, militärischen, wirtschaftlichen, beruflichen, persönlichen Verhältnissen. Wer die Politik der atomaren Abschreckung verabscheut, aber Ohrfeigen in der Erziehung für unvermeidlich hält, hat nicht viel begriffen. Wer die weltweite Ausbeutung der Armen, Schwachen, Ohnmächtigen empörend findet, aber als Mann seiner Frau gleiche Rechte verweigert, ist unglaubwürdig.

Herrschaft und Frieden schliessen einander aus. Daraus folgt zweitens, dass der Friede, dass friedliche Gesinnung nicht einfach eine Frage des «guten Willens», sondern eine Machtfrage ist, nicht das Ergebnis moralischer Appelle, sondern tiefgreifender Veränderungen. Soweit der Friede ein falscher, fauler Friede ist, liegt er im Interesse der Machthaber und Entscheidungsträger, die natürlich den Status quo verteidigen. Vom Unterdrückten, Geschlagenen, Benachteiligten, Kleinen friedliche Gesinnung zu erwarten, ist bequem und absurd. Der Friede ist die Folge freiheitlicher, gerechter, brüderlicher Verhältnisse, die Folge des Kampfes um solche Verhältnisse. Das wissen (zum Beispiel) demonstrierende junge Leute in Zürich oder Basel so gut wie aufsässige, selbstbewusst gewordene Frauen in aller Welt.

Veränderungen also. Veränderungen der Gesellschaft oder des eigenen Ichs? Da scheiden sich die Geister.

Müssen wir die Welt verändern oder uns selbst?

Veränderung ist ein Zauberwort, ein Schlagwort, ein Modewort, insofern mit Vorsicht und Umsicht zu gebrauchen. Sogenannte Realisten, das

heisst Leute, welche uns mit kräftigem (Fort-)Schritt in die Sackgasse der Selbstzerstörung treiben und diesen Lauf der Dinge für unvermeidlich halten, verachten das Wort und die Sache, die es meint. (Hierzu eine Stelle aus dem Werk «Politik ohne Verantwortung» des berühmten amerikanischen Soziologen C. Wright Mills: «Wir befinden uns an einem sonderbaren Wendepunkt der Geschichte menschlicher Torheit: Im Namen des Realismus werden die Menschen total verrückt, und genau das, was sie utopisch nennen, ist die Vorbedingung für den Fortbestand der Menschheit.»)

Wer sich also «utopisch» für Veränderungen im Interesse des Friedens einsetzt, hat zuerst einmal das riesige Lager der grinsenden oder resignierten Realisten gegen sich, die in ihrem Mangel an Phantasie, Menschlichkeit oder Energie «alles nehmen, wie es kommt» und nach Mills Verrücktheit für Einsicht halten. Damit nicht genug, herrscht obendrein unter den Veränderungswilligen ein alter, teils fruchtbarer, teils in seiner Erbitterung törichter Streit darüber, ob die Gesellschaft oder der Mensch zu verändern sei. Es ist, kann man sagen, der Streit der «Politiker» gegen die «Psychologen», vielleicht der «Revolutionäre» gegen die «Humanisten», der «Strategen» gegen die «Naiven» – ein überflüssiger Streit, wie man meinen sollte, da es ja natürlich darauf ankommt, **beide**, die Gesellschaft **und** den Menschen, friedens-tauglich zu machen.

Aber der Befund ist so naheliegend, dass wir uns bei ihm nicht vorschnell beruhigen sollten. Die globale und die individuelle Betrachtungsweise unterscheiden sich in der Tat. Wer politisch kämpft, wer gesellschaftliche Strukturen blosslegt, um die Ursachen von Rüstungswahnsinn, Welthungersnot, Umweltzerstörung aufzuzeigen, mag der humanistischen Psychologie vorwerfen, dass sie die Menschen zu Egoisten mache, die sich nur um ihr eigenes Wohlbefinden kümmern, den Kopf in den Sand stecken und keine Veränderungsenergien entwickeln, die der Allgemeinheit zugute kommen. Umgekehrt wird, wer Menschen und Dinge psychologisch betrachtet, nicht ungern den Verdacht äussern, die Beschäftigung mit Problemen der Welt sei oft eine Flucht vor den eigenen Problemen; solange sich einer nicht mit diesen beschäftige, sei sein politi-

scher Einsatz suspekt. (Die enttäuschend unemanzipierte Haltung mancher linken Männer in der 68er Bewegung hat nicht wenig zum Aufkommen des Feminismus beigetragen.)

Das stärkste Argument für die globale Betrachtungsweise dürfte sein, dass sie die **Machtfrage** in den Mittelpunkt rückt; der Friede **ist** eine Machtfrage. Das stärkste Argument für die individuelle Betrachtungsweise dürfte sein, dass sie die **Glaubwürdigkeit** ins Zentrum rückt; nur glaubwürdige Menschen können sich wirklich für den Frieden einsetzen. Entscheidend ist meines Erachtens die **Dialektik** der Betrachtungsweisen: Wer die Welt verändern will, ohne sich selbst zu ändern, ist **unglaubwürdig**; wer sich nur um die eigene Entwicklung kümmert, ohne auf die Gesellschaft zu achten, ist **machtlos**, «belanglos». Wer den dialektischen Bezug zwischen Welt- und Ichveränderung erkennt, wird Zusammenhänge sehen, wo andere Gegensätze wittern; er wird – das ist mein Punkt – **die angemessene Befassung mit sich selbst als eine eminent politische Angelegenheit verstehen**: Frieden und Krieg beginnen in mir, in meinem Körper, meiner Seele, meiner Existenz – die ihrerseits gesellschaftlich bedingt ist. Wenn Familien kleine Welten sind, sind Familientherapie und Friedensforschung benachbarte, einander dialektisch ergänzende Disziplinen.

Wie und warum beides zusammengehört

Ich bin der einzige/das einzige, was ich in der Welt zuverlässig zu ändern vermag. Und diese Änderung ist wichtig, da der Ton, den ich anstimme – auch und gerade der politische Ton –, von der Qualität des Instrumentes abhängt, das ich selber bin. Wenn Bauch, Herz und Kopf friedlich übereinstimmen, was leider selten vorkommt; wenn ich in meinem Körper daheim bin und von ihm verlässlicher geführt werde als allein von meinem Verstand; wenn meine Sinne offene Fenster für einströmenden Sinn sind – dann werde ich eine ganz andere Friedens- und Lebensleidenschaft entwickeln, als wenn mein Kopf dominiert, wenn ich mit meinem Körper auf Kriegsfuss stehe und meine Sinnlichkeit verstopft ist. Und dann werde ich in meiner allernächsten Nähe (in der Familie, in der Schule, im Betrieb) die autoritären, hierar-

chischen, repressiven, gewalttätigen Mechanismen erkennen, die uns verkrüppeln. Dann werde ich grimmig be- greifen, wie unsere alltäglichen Grausamkeiten und unsere innere Kriegs-

bereitschaft zusammenhängen. Dann werde ich aufhören, «friedlich» über den Frieden zu reden. Und anfangen, etwas für ihn zu tun. Bei mir.

August E. Hohler

Gedanken eines berühmten Nicht-Theisten und Wissenschafters über Gott, Religiosität und Glaube

Professor Dr. Erich Fromm, der berühmte Psychotherapeut und Kulturphilosoph, ist wahrscheinlich vielen unserer Gesinnungsfreunde nicht nur dem Namen nach bekannt, sondern auch durch seine Bücher, die (in zahlreiche Sprachen übersetzt) immer wieder neu aufgelegt wurden und weltweite Beachtung gefunden haben. Ich denke vor allem an «Die Kunst des Liebens», mit dem er die Quellen einer nicht-theistischen, humanistischen Ethik aufzeigt, sowie «Haben oder Sein, die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft», mit der er Partei ergreift für den Lebensstil des Seins (in Harmonie leben mit Mitmenschen und Natur, den Reichtum der eigenen Begabungen ausleben, wachsen, lieben, teilen, geben) und gegen jenen des Habens (Besitz, Macht, Überlegenheit gegenüber andern).

Erich Fromm bezeichnet sich nicht als Atheisten, sondern als nicht-theistischen Mystiker. Diese Aussage mag für viele von uns befremdlich tönen, ist aber dennoch ein klares Bekenntnis zu einem toleranten Nicht-Theismus. Sie deutet an, dass er die Nicht-Existenz Gottes nicht zu einem neuen Götzen macht, der den Götzen Gott ersetzt, sondern dass ihn andere, wichtigere Probleme viel stärker beschäftigen. Mystik ist für ihn, wenn ich ihn richtig verstehe, das Sichversenken in die Tiefe des eigenen Seins, in die existentielle Problematik des Menschen. Deren Lösung sieht er in der optimalen Entwicklung der Vernunft und der Liebe, mit dem Ziel, die Harmonie mit den Mitmenschen und der Natur und die volle Entwicklung der menschlichen Kräfte im Sinne der Selbstverwirklichung zu erreichen.

Fromm stellt sich die überraschende Frage: «Ist die religiöse Erfahrung notwendigerweise an eine theistische Auffassung gebunden?» – eine Frage,

die er gleich verneint. Man kann eine «religiöse» Erfahrung als eine menschliche Erfahrung beschreiben, die gewissen typisch theistischen wie auch nicht-theistischen, atheistischen oder selbst anti-theistischen Vorstellungen gemeinsam zugrunde liegt.»

Eine seiner wesentlichen Aussagen ist diese: «Wie ich zu zeigen versuchte, ist die Gottesvorstellung nur «der Finger, der auf den Mond weist». Dieser Mond steht nicht ausserhalb von uns, sondern ist die menschliche Realität hinter den Worten: Was wir als religiöse Haltung bezeichnen, ist ein X, das sich nur in poetischen und visuellen Symbolen ausdrücken lässt. ... Insofern jedoch, als sowohl Gläubige als auch Ungläubige das gleiche Ziel anstreben – nämlich die Befreiung und Erweckung des Menschen –, können sie auch beide, jeder auf seine Weise, be- greifen, dass die Liebe uns dazu bringt, den anderen besser zu verstehen, als er sich selbst versteht.

So wird der Gottgläubige meinen, der nichtgläubige Humanist befinde sich mit seinen Denkvorstellungen im Irrtum, und umgekehrt. Aber beide werden sich vereint wissen in dem gemeinsamen Ziel, das mehr an ihren Taten als an ihren Denkvorstellungen zu erkennen ist. Vor allem werden sie sich vereint wissen in ihrem gemeinsamen Kampf gegen den Götzendienst.» Und er fährt fort: «Götzendiener finden sich sowohl unter Gläubigen als auch unter Nichtgläubigen. Götzendiener unter den Gläubigen haben Gott zu einem Götzen, einer allwissenden, allmächtigen Macht gemacht, die mit den Mächtigen auf Erden im Bunde ist. Ähnlich gibt es auch Nichtgläubige, die zwar Gott nicht anerkennen, aber andere Idole anbeten (die übrigens auch von vielen Gläubigen verehrt werden): den souveränen Staat, die Flagge, die Rasse, die materielle Produktion und Lei-

stungsfähigkeit, politische Führer oder auch sich selbst. Die aber, welche Gott in einer nicht entfremdeten Form verehren, und die, welche auf eine rein humane Art nach dem gleichen Ziel streben, erkennen, dass Gedankenkonzeptionen im Vergleich zu der menschlichen Wirklichkeit, die dahintersteht, nur von sekundärer Bedeutung sind.»

Fromm sagt auch: «Die im 19. Jahrhundert vorherrschende atheistische Einstellung leidet unter dem gleichen Vorurteil wie die theistische, dass sie nämlich die Gottesvorstellung und nicht die Werte, die sie symbolisiert, zum Hauptproblem macht. Der Atheismus war im wesentlichen eine Unabhängigkeitserklärung gegenüber dem Prinzip des obersten Herrschers und nicht eine Antwort auf die spirituelle Problematik des Menschen.» Und weiter: «Auseinandersetzen über Gott werden die Menschen nur untereinander entzweien, es werden dabei Worte an die Stelle der Realität menschlicher Erfahrung treten, was schliesslich zu neuen Formen des Götzendienstes führen wird. (Ich sehe darin eine Mahnung sowohl an die Theisten, als auch an die Atheisten. P.F.) Das soll nicht heissen, dass die Anhänger der Religion nicht auch weiterhin ihrem Glauben als einem Glauben an Gott Ausdruck geben sollten (vorausgesetzt, sie haben ihren Glauben von allen Elementen des Götzendienstes gereinigt), sondern dass die Möglichkeit besteht, die Menschheit in der Ablehnung von Götzen und so in einem nichtentfremdeten gemeinsamen Glauben geistig zu einen (wobei Fromm natürlich den rationalen Glauben an eine durch Liebe und Vernunft fortschreitende Menschheit meint. P.F.).

Mit diesen etwas zusammengestückelten Zitaten und der Kürze meiner Darlegungen ist es mir sicher nur zum Teil gelungen, das Denken Erich Fromms verständlich zu machen. Eine gründlichere Beschäftigung mit ihm lohnt sich. Denn er kann uns Vorbild sein für eine Zielsetzung, die sich nicht in der Negation erschöpft, sondern die vernunftbegründete Motivation für Mitmenschlichkeit anstrebt, die allein eine bessere, gerechtere Welt herbeiführen kann.

Könnten doch alle Freidenker trotz übler Erfahrungen, die sie vielleicht früher einmal machten, in so entspannter und toleranter Weise von